



Depression

Wege aus der dunklen Nacht der Seele

Leseprobe

(Kapitel über Hermann Hesses Lebensweg
und Beginn der Heldenreise durch das dunkle Tal)

Depression und Kunst

Einer der „schönsten“ Einstiege in das Elend der Depression findet sich in Hermann Hesses Stück „Klein und Wagner“, wo der zeitlebens selbst von schweren Depressionen heimgesuchte Dichter einen Selbstmord in seiner ganzen Bedeutung und Symbolik beschreibt und den Helden sterbend noch seinen Irrtum einsehen lässt. Hesse ist als einer der meistgelesenen Autoren des 20. Jahrhunderts, als Nobelpreisträger und Schöpfer von Siddharta, „Steppenwolf“ und „Glasperlenspiel“ sicher eine der Leitfiguren nicht nur der Jugend vieler Generationen, sondern des ganzen letzten Jahrhunderts. Er litt schwer an seinen Depressionen, die er zeitlebens in seinem Werk bearbeitete.

„Suizid“ aus Klein und Wagner

Ruhig ging er durch die Straßen, vom Regen durchweicht. Kein Mensch, kein Hund begegnete ihm, die Welt war ausgestorben. Am Seeufer ging er von Boot zu Boot, sie waren alle hoch ans Land gezogen und stramm mit Ketten befestigt. Erst ganz in der Vorstadt außen fand er eins, das locker am Strick hing und sich lösen ließ. Das machte er los und hängte die Ruder ein. Schnell war das Ufer vergangen, es floss ins Grau hinweg wie nie gewesen, nur Grau und Schwarz und Regen war noch auf der Welt, grauer See, nasser See, nasser Himmel alles ohne Ende.

Draußen, weit im See, zog er die Ruder ein. Es war nun so weit, und er war zufrieden. Früher hatte er, in den Augenblicken, wo Sterben ihm unvermeidlich schien, doch immer gern noch ein wenig gezögert, die Sache auf morgen verschoben, es erst noch einmal mit dem Weiterleben probiert. Davon war nichts mehr da. Sein kleines Boot, das war es, das war sein kleines, umgrenztes, künstlich versichertes Leben – rundum aber das weite Grau, das war die Welt, das war all und Gott, dahinein sich fallen zu lassen war nicht schwer, das war leicht, das war froh.

Er setzte sich auf den Rand des Bootes nach außen, die Füße hingen ins Wasser. Er neigte sich langsam vor, bis hinter ihm das Boot elastisch entglitt. Er war im All.

In die kleine Zahl von Augenblicken, welche er von da an noch lebte, war viel mehr Erleben gedrängt als in die vierzig Jahre, die er zuvor bis zu diesem Ziel unterwegs gewesen war.

Es begann damit: Im Moment, wo er fiel, wo er einen Blitz lang zwischen Boot und Wasser schwebte, stellte sich ihm dar, dass er einen Selbstmord begehe, eine Kinderei, etwas zwar nicht Schlimmes, aber Komisches und Törichtes. Das Pathos des Sterbenwollens und das Pathos des Sterbens selbst fiel in sich zusammen, es war nichts damit. Sein Sterben war nicht mehr notwendig, jetzt nicht mehr. Es war erwünscht, es war schön und willkommen, aber notwendig war es nicht mehr. Seit dem Moment, seit dem aufblitzenden Sekundenteil, wo er sich mit ganzem Wollen, mit ganzem Verzicht auf jedes Wollen, mit ganzer Hingabe hatte vom Bootsrand fallen lassen, in den Schoß der Mutter, in den Arm Gottes – seit diesem Augenblick hatte das Sterben keine Bedeutung mehr. Es war ja alles so einfach, es war ja alles so wunderbar leicht, es gab ja keine

Abgründe, keine Schwierigkeiten mehr. Die ganze Kunst war: sich fallen lassen! Das leuchtet als Ergebnis seines Lebens hell durch sein ganzes Wesen: sich fallen lassen! Hatte man das einmal getan, hatte man sich dahingegeben, sich anheimgestellt, sich ergeben, hatte man einmal auf alle Stützen und jeden festen Boden unter sich verzichtet, hört man ganz und gar nur noch auf den Führer im eigenen Herzen, dann war alles gewonnen, dann war alles gut, keine Angst mehr, keine Gefahr mehr, dies war erreicht, dies Große, Einzige: er hat sich fallen lassen! Dass er sich ins Wasser und in den Tod fallen ließ, wäre wohl nicht notwendig gewesen, ebenso gut hätte er sich ins Leben fallen lassen können. Aber daran lag nicht viel, wichtig war dies nicht. Er würde leben, er würde wieder kommen. Dann aber würde er keinen Selbstmord mehr brauchen und keinen von all diesen seltsamen Umwegen, keine von all diesen mühsamen und schmerzlichen Torheiten mehr, denn er würde die Angst überwunden haben. Wunderbarer Gedanke: ein Leben ohne Angst! Die Angst überwinden, das war die Seligkeit, das war die Erlösung. Wie hatte er ein Leben lang Angst gelitten, und nun, wo der Tod ihn schon am Halse würgte, fühlte er nichts mehr davon, keine Angst, kein Grauen, nur Lächeln, nur Erlösung, nur Einverständnis. Er wusste nun plötzlich, was Angst ist, und dass sie nur von dem überwunden werden kann, der sie erkannt hat. Man hatte vor tausend Dingen Angst, vor Schmerzen, vor Richtern, vor dem eigenen Herzen, man hatte Angst vor dem eigenen Schlaf, Angst vor dem Erwachen, vor dem Alleinsein, vor der Kälte, vor dem Wahnsinn, vor dem Tode – namentlich vor ihm, vor dem Tode. Aber all das waren nur Masken und Verkleidungen. In Wirklichkeit gab es nur eines, vor dem man Angst hatte: vor dem Sich-fallen-lassen, den Schritt in das Ungewisse hinaus, den kleinen Schritt hinweg über all die Versicherungen, die es gab. Und wer sich einmal, ein einziges Mal hingegeben hatte, wer einmal das große Vertrauen geübt und sich dem Schicksal anvertraut hatte, der war befreit. Er gehorchte nicht mehr den Erdgesetzen, er war in den Weltraum gefallen und schwang im Reigen der Gestirne mit. So war das. Es war so einfach, jedes Kind konnte das verstehen, konnte das wissen. Er dachte dies nicht, wie man Gedanken denkt, er lebte, fühlte, tastete, roch und schmeckte es. Er schmeckte, roch, sah und verstand, was Leben war. Er sah die Erschaffung der Welt, beide wie zwei Heerzüge beständig gegeneinander in Bewegung, nie vollendet, ewig unterwegs. Die Welt wurde immerfort geboren, sie starb immerfort. Jedes Leben war ein Atemzug, von Gott ausgestoßen. Jedes

Sterben war ein Atemzug, von Gott eingesogen. Wer gelernt hatte, nicht zu widerstreben, sich fallen zu lassen, der starb leicht, der wurde leicht geboren. Wer widerstrebte, der litt Angst, der starb schwer, und wurde ungerne geboren. Im grauen Regendunkel über dem Nachtsee sah der Untersinkende das Spiel der Welt gespiegelt und dargestellt: Sonnen und Sterne rollten herauf, rollten hinab, Chöre von Menschen und Tieren, Geistern und Engeln standen gegeneinander, sangen, schwiegen, schrien, Züge von Wesen zogen gegeneinander, jedes sich selbst misskennend, sich selbst hassend und verfolgend. Ihrer aller Sehnsucht war nach Tod, war nach Ruhe, ihr Ziel war Gott, war die Wiederkehr zu Gott und das Bleiben in Gott. Dies Ziel schuf Angst, denn es war ein Irrtum. Es gab kein Bleiben in Gott! Es gab keine Ruhe! Es gab nur das ewige, ewige, herrliche, heilige Ausgeatmetwerden und Eingeatmetwerden, Gestaltung und Auflösung, Geburt und Tod, Auszug und Wiederkehr, ohne Pause, ohne Ende. Und darum gab es nur eine Kunst, nur eine Lehre, nur ein Geheimnis: sich fallen lassen, sich nicht gegen Gottes Willen sträuben, sich an nichts klammern, nicht an Gut nicht an Böse. Dann war man erlöst, dann war man frei von Leid, frei von Angst, nur dann. Sein Leben lag vor ihm wie ein Land mit Wäldern, Talschaften und Dörfern, das man vom Kamm eines hohen Gebirges übersieht. Alles war gut gewesen, einfach und gut gewesen und alles war durch seine Angst, durch sein Sträuben zu Qual und Verwicklung, zu schauerlichen Knäueln und Krämpfen von Jammer und Elend geworden! Es gab keine Frau, ohne die man nicht leben konnte – und es gab auch keine Frau, mit der man nicht hätte leben können. Es gab kein Ding in der Welt, das nicht ebenso schön, ebenso begehrenswert, ebenso beglückend war wie sein Gegenteil! Es war selig zu leben, es war selig zu sterben, sobald man allein im Weltraum hing. Ruhe von außen gab es nicht, keine Ruhe im Friedhof, keine Ruhe in Gott, kein Zauber unterbrach je die ewige Kette der Geburten, die unendliche Reihe der Atemzüge Gottes. Aber es gab eine andere Ruhe, im eigenen Inneren zu finden. Sie hieß: Lass dich fallen! Wehre dich nicht! Stirb gern! Lebe gern! Alle Gestalten seines Lebens waren bei ihm, alle Gesichter seiner Liebe, alle Wechsel seines Leidens. Seine Frau war rein und ohne Schuld wie er selbst, Theresina lächelte kindlich her. Der Mörder Wagner, dessen Schatten so breit über Kleins Leben gefallen war, lächelte ihm ernst ins Gesicht, und sein Lächeln erzählte, dass auch Wagners Tat ein Weg zur Erlösung gewesen war, auch

sie ein Atemzug, auch sie ein Symbol, und dass auch Mord und Blut und Scheußlichkeit nicht Dinge sind, welche wahrhaft existieren, sondern nur Wertungen unserer eigenen, selbstquälerischen Seele. Mit dem Morde Wagners hatte er, Klein, Jahre seines Lebens hingebracht, in Verwerfen und Billigen, Verurteilen und Bewundern, Verabscheuen und Nachahmen hatte er sich aus diesem Morde unendliche Ketten von Qualen, von Ängsten, von Elend geschaffen. Er hatte hundertmal voll Angst seinem eigenen Tode beigewohnt, er hatte sich auf dem Schaffot sterben sehen, er hatte den Schnitt des Rasiermessers durch seinen Hals gefühlt und die Kugel in seiner Schläfe – und nun, da er den gefürchteten Tod wirklich starb, war er so leicht, war er so einfach, war es Freude und Triumph! Nichts in der Welt war zu fürchten, nichts war schrecklich – nur im Wahn machten wir uns all diese Furcht, all dies Leid, nur in unsrer eignen, geängsteten Seele entstand Gut und Böse, Wert und Unwert, Begehren und Furcht.

Die Gestalt Wagners versank weit in der Ferne. Er war nicht Wagner, nicht mehr, es gab keinen Wagner, das alles war Täuschung gewesen. Nun, mochte Wagner sterben! Er, Klein, würde leben.

Wasser floss ihm in den Mund, und er trank. Von allen Seiten, durch alle Sinne floss Wasser herein, alles löste sich auf. Er wurde angesogen, er wurde eingeatmet. Neben ihm, an ihn gedrängt, so eng beisammen wie die Tropfen im Wasser, schwammen andere Menschen, schwamm Theresina, schwamm der alte Sänger, schwamm seine einstige Frau, sein Vater, seine Mutter und Schwester, und tausend, tausend, tausend andre Menschen, und auch Bilder und Häuser, Tizians Venus und das Münster von Straßburg, alles schwamm eng aneinander, in einem ungeheuren Strom dahin, von Notwendigkeit getrieben, rasch und rascher, rasend – und diesem ungeheuren, rasenden Riesenstrom der Gestaltungen kam ein anderer Strom entgegen, ungeheuer, rasend, ein Strom von Gesichtern, Beinen, Bäuchen, von Tieren, Blumen, Gedanken, Morden, Selbstmorden, geschriebenen Büchern, geweinten Tränen, dicht, dicht, voll, voll, Kinderaugen und schwarze Locken und Fischköpfe, ein Weib mit langem starrem Messer im blutigen Bauch, ein junger Mensch, ihm selbst ähnlich, das Gesicht voll heiliger Leidenschaft, das war er selbst, zwanzigjährig, jener verschollene Klein von damals!

Wie gut, dass auch diese Erkenntnis nun zu ihm kam: dass es keine Zeit gab! Das einzige, was zwischen Alter und Jugend, zwischen Babylon und Berlin, zwischen Gut und Böse, Geben und Nehmen stand, das einzige, was die Welt mit

Unterschieden, Wertungen, Leid, Streit, Krieg erfüllte, war der Menschegeist, der junge ungestüme und grausame Menschegeist im Zustand der tobenden Jugend, noch fern vom Wissen, noch weit von Gott. Er erfand Gegensätze, er erfand Namen. Dinge nannte er schön, Dinge hässlich, diese gut, diese schlecht. Ein Stück Leben wurde Liebe genannt, ein andres Mord. So war dieser Geist, jung töricht, komisch. Eine seiner Erfindungen war die Zeit. Eine feine Erfindung, ein raffiniertes Instrument, sich noch inniger zu quälen und die Welt vielfach und schwierig zu machen! Von allem, was der Mensch begehrte, war er immer nur durch Zeit getrennt, nur durch diese, diese tolle Erfindung! Sie war eine der Stützen, eine der Krücken, die man vor allem fahren lassen musste, wenn man frei werden wollte.

Weiter quoll der Weltstrom der Gestaltungen, der von Gott eingesogene, und der andere, ihm entgegen, der ausgeatmete. Klein sah Wesen, die sich dem Strom widersetzen, die sich unter furchtbaren Krämpfen aufbäumten und sich grauenhafte Qualen schufen: Helden, Verbrecher, Wahnsinnige, Denker, Liebende, Religiöse. Andre sah er, gleich ihm selbst, rasch und leicht in inniger Wollust der Hingabe, des Einverstandenseins dahingetrieben, Selige wie er. Aus dem Gesang der Seligen und aus dem endlosen Qualschrei der Unseligen baute sich über den beiden Weltströmen eine durchsichtige Kugel oder Kuppel aus Tönen, ein Dom von Musik, in dessen Mitte saß Gott, saß ein heller, vor helle unsichtbarer Glanzstern, ein Inbegriff von Licht, umbraust von Musik der Weltchöre, in ewiger Brandung.

Helden und Denker traten aus dem Weltstrom, Propheten, Verkünder. „Siehe, das ist Gott der Herr, und sein Weg führt zum Frieden“, rief einer, und viele folgten ihm. Ein anderer verkündete, dass Gottes Bahn zum Kampf und Kriege führe. Einer nannte ihn Licht, einer nannte ihn Nacht, einer Vater, einer Mutter. Einer pries ihn als Ruhe, einer als Bewegung, als Feuer, als Kühle, als Tröster, als Schöpfer, als Vernichter, als Verzeiher, als Rächer. Gott selbst nannte ihn nicht. Er wollte genannt, er wollte geliebt, er wollte gepriesen, verflucht, gehasst, angebetet sein, denn die Musik der Weltchöre war sein Gotteshaus und war sein Leben – aber es galt ihm gleich, mit welchen Namen man ihn pries, ob man ihn liebte oder hasste, ob man bei ihm Ruhe und Schlaf, oder Tanz und Raserei suchte. Jeder konnte suchen, jeder konnte finden. Jetzt vernahm Klein seine eigene Stimme. Er sang. Mit einer neuen, gewaltigen, hellen, hallenden Stimme sang er laut, sang er laut und hallend

Gottes Lob, Gottes Preis. Er sang im rasenden Dahinschwimmen, inmitten der Millionen Geschöpfe, ein Prophet und Verkünder. Laut schallend sein Lied, hoch stieg das Gewölbe der Töne auf, strahlend saß Gott im Innern. Ungeheuer brausten die Ströme hin.

In dieser geradezu hymnischen Überhöhung des Selbstmordes verarbeitet Hermann Hesse zum wiederholten Mal seine eigene Todessehnsucht, die ihn seit frühester Zeit begleitet und ihn bereits als Kind in die Psychiatrie bringt und sein stark depressiv strukturiertes Naturell deutlich macht. Noch während aber sein Held Selbstmord begeht, lässt Hesse ihn den Irrtum, ja die Dummheit des Selbstmordes durchschauen, so wie er selbst schon in seiner Jugendzeit diesen Ausweg als Sackgasse erkennt und sich langsam über seine Kreativität aus dem Morast der Depression erhebt, ohne aber die depressive Grundstruktur je loszuwerden. Mit seinem Helden zusammen be- und verarbeitet er die ungeheure Angst, die sich in seinem Leben ballt, das in der Jugend mehrfach an der Depression zu zerbrechen drohte, bis er sich im Schreiben, seiner Kreativität und schließlich vor allem seiner Spiritualität einen Ausweg schaffte. Ziemlich sicher war es dieser Bezug zur Spiritualität, der ihn manchen anderen Literaten und vor allem den Literaturkritikern verdächtig machte, die ihm sogar den Nobelpreis missgönnten, weil er zu wenig literarisch und zu sehr am Sinn und dessen Vermittlung interessiert gewesen sei. Aber genau dieser Aspekt dürfte es gewesen sein, der Hesse langfristig den (Aus-)Weg aus seiner Verzweiflung finden ließ. Insofern ist seine Lebensgeschichte geradezu ein Lehrstück bezüglich Depression, aber auch eine Art inspirierender Anleitung, damit in mutiger und kreativer Weise im wahrsten Sinne des Wortes umzugehen. Da das eigene Grundmuster nicht loszuwerden ist, konnte natürlich auch Hesse nur die Möglichkeit nutzen, sich seinem Weg mutig und kreativ zu stellen und mit der Depression zu leben. Das aber ist Chance und Aufgabe jedes depressiven Menschen und wahrscheinlich überhaupt jedes Menschen, denn wir alle müssen die Nachtmeerfahrt der Seele, den Gang durch die eigene Unterwelt, hinter uns bringen.

Hermann Hesses Leben als Beispiel einer lebenslangen Depression

Hesse leidet schon als dreijähriges Kind an heftigen Angstträumen, aus denen er oft weinend erwacht. Von Anfang an ist er ein Einzelgänger und am liebsten für sich allein, flieht schon früh und ein Leben lang in die Natur, um sich vor den Menschen zu retten. Seine Eltern werden ihm von Beginn an zum schweren Problem. Die Mutter, Marie, hatte sich – mit der Folge eines gebrochenen Herzens – von ihrem Vater die Liebe ihres Lebens verbieten lassen und brav auf seinen Wunsch einen Missionar geheiratet, der bald – überfordert von der tropischen Welt - gestorben war. Sie heiratet anschließend ihren zweiten Missionar, Hesses Vater Johannes, der sich einem pietistischen Leben verschrieben hat, das ganz ihrer eigenen Vorstellung von Gottes-Dienst entsprach.

Hesses Großvater hatte seinen Sohn Johannes, Hesses Vater, aufgrund von dessen „trotziger Aufmüpfigkeit“, mit der er nicht fertig wurde, schon als Jugendlichen zu Freunden in den hohen Norden, nach Reval ins Baltikum, gegeben. Johannes fühlte sich ungeliebt, abgeschoben und verstoßen und verlor so ziemlich alles Selbstvertrauen. Auf dieser Basis ist sein Schluss zu verstehen, den „Unhold“ in sich selbst und freiwillig zu bekämpfen und sein Leben dem Kampf gegen jede Sinnlichkeit und vor allem gegen den Teufel zu widmen, wie es der Pietismus verlangte.

Die beiden früh enttäuschten, in den Pietismus geflohenen Menschen bekommen bald nach ihrer Heirat den Sohn Hermann, der wie die Mutter schreibt, „gleich Hunger hatund den Kopf dem Licht zuwendet“. In diesem Anfang liegt schon vieles und so mag man hier bereits Hesses Lebenshunger erkennen und seine lebenslange Orientierung zum Licht im übertragenen Sinn. Beide Eltern sind schwermütig, die Mutter kämpft ständig mit Ihrer Melancholie und der Vater bricht nicht selten in verzweifelten Weinkrämpfen zusammen und musste deshalb einige Male in eine Anstalt. Beide Eltern sind Beispiele für typische Depressionsgeschichten, haben sie sich doch beide nicht getraut, ihr Leben zu leben und sich stattdessen auf fremde Tugend festlegen lassen. Marie hat sich von ihrem strengen Vater um ihren Traum(mann) bringen und

stattdessen zu einem christlichen, heute würden wir wohl eher sagen, frömmelnden Leben zwingen lassen. Johannes, der Vater, zieht diese Konsequenz selbst aufgrund der frühen Verbannung von zu Hause, die er als schlimmste Bestrafung erlebt. Die unterdrückte Lebensenergie bricht in beiden immer wieder in Depressionsschüben durch und drückt sich auf diese symptomatische Weise im Schattenreich aus.

Der kleine Hermann lebt und leidet in dem religiös geprägten unsinnlichen Elternhaus an dauernden Ängsten, sich zu versündigen und deswegen in eine Anstalt zu müssen, zumal sein vitales Temperament ihm genug Anlässe liefert, ein schlechtes Gewissen zu entwickeln. So schafft er sich mit Lügengeschichten und kleinen Diebstählen ständig selbst Gründe, seine Ängste neuerlich zu beleben. Nicht nur im übertragenen Sinn, sondern auch ganz konkret wird er zum Brandstifter und träumt oft zwanghaft davon, das Elternhaus aus Rache anzuzünden. Gegen alles lehnt er sich innerlich auf und macht dabei vor nichts halt, auch nicht vor jenem Gott, den er nicht nur fürchten, sondern vor allem auch hassen lernt, da er für all das aufgezwungene Leid verantwortlich zu sein scheint. Er fragt sich: „War denn nicht Gott ein Scheusal, ein Wahnsinniger, ein dummer, widerlicher Hanswurst?“

In einer Atmosphäre von religiösem Übereifer, beide Eltern lesen schon bevor der Tag beginnt in der Bibel und beten fast ständig, und angesichts der moralinsauren Stimmung, die von beiden ausgeht und die er als Vorwurf erlebt, hat Hermann schon sehr bald Fluchtgedanken. Immer wieder ist es die Natur, die seine Seele kurzzeitig stabilisiert, wenn er allein in langen schweißtreibenden Spaziergängen versucht, seiner „Schuld“ zu entkommen. Tatsächlich scheint ihm die bei jeder Gelegenheit aufgesuchte Mutter Natur oft mehr Mutterrolle zu erfüllen, als seine leibliche, sich in Schwermut mit religiösen Zwangsvorstellungen quälende Mutter.

Den Schatten der Eltern und besonders des offenbar ständig vorwurfsvollen Vaters wird er aber auch in der Natur nicht los, und so kommen ihm schon früh erste Selbstmordgedanken in den Sinn. Er träumt zum Beispiel davon, einen Unfall zu erleiden und auf einer Bahre tot nach Hause zurückgebracht zu wer-

den. Hier wird nicht nur der Wunsch deutlich, all dem Elend zu entfliehen, sondern auch offensichtliche Aggression in der Sehnsucht nach Vergeltung, ja Rache an den lebensverneinenden Eltern.

Aufgrund seines immer wieder hervorbrechenden lebhaften Temperamentes halten ihn die Eltern für abnorm. Sie versuchen die Situation durch noch mehr Unterdrückung in den Griff zu bekommen, wie es schon ihre Eltern versucht haben, indem sie Hermann auf einer evangelische Schule in Göppingen unterbringen, wo er sich für die Ausbildung zum Missionar qualifizieren soll. Besonders der Vater wiederholt an Hermann in typischer Weise das am eigenen Leib und in seiner Seele erlittene Elend. Der Sohn fühlt sich abgeschoben wie seinerzeit der Vater in den „kalten Norden“ und fängt an unter Kopfschmerzen zu leiden. Mit 14 muss er in eine Klosterschule, um sich nun auf ein – vom Vater ins Auge gefasstes - Theologiestudium – vorzubereiten. Hermann erlebt diese Zeit als ein einziges Martyrium, das er später in seinem Roman „Unterm Rad“ schriftstellerisch verarbeiten wird. Jetzt aber hat er diese Möglichkeit noch nicht und gerät in große Gefahr. In einem Feld von quälenden Kopfschmerzen, Nervenzusammenbrüchen und Selbstmordträumen flieht er schließlich, wird prompt schon am nächsten Tag erwischt und „zur Strafe“ für einen Tag in einen dunklen Keller gesperrt. Hier soll er sein Gedicht „Karzer“ geschrieben haben, das für sein damaliges Leben steht:

„Kennst Du das Land, wo keine Blumen blühen,
den finsternen Kerker, den kein Gott besucht?
O wehe dem, der dahin musste ziehen,
O Hundeloch, sei tausendmal verflucht!“

Ganz zart noch entwickelt sich für Hermann nun die Möglichkeit, seine unerträgliche Situation schreibend zu verarbeiten, die ihm langfristig das Leben retten wird. Kurzfristig aber wird alles noch schlimmer. Sein bester Freund darf – auf Anweisung der Eltern – nicht mehr mit ihm, dem verrückten Sonderling, verkehren. Das führt zu einem herzzerreißenden Abschied voller Verzweiflung zwischen den beiden und nährt Hermanns grundsätzliche Melancholie weiter. Solchermaßen isoliert, allein gelassen und verbannt,

verliert er seinen letzten Lebensmut und hört auch noch auf, in der Schule mitzuarbeiten und zu lernen. Seine ständigen Symptome, eiskalte Füße und ein brennend heißer Kopf machen das Dilemma deutlich. Er hat einerseits keinerlei lebendigen Bodenkontakt mehr und ist völlig entwurzelt. Andererseits ist sein Kopf, seine Weltkugel, so überhitzt, dass sie zu zerspringen droht.

Seine Briefe sind von solcher Traurigkeit erfüllt, dass die Eltern ihn nun für ernstlich krank halten, zumal er auch noch anfängt, die Existenz des Teufels zu leugnen und Himmel und Hölle, die beiden Grundfesten ihrer Welt, in Frage zu stellen. Als die Professoren ihren Sohn schließlich für geisteskrank halten, weil Hermann offen von Selbstmord spricht, schicken die Eltern ihn zu einem Pfarrer und Sohn eines damals berühmten Teufelsaustreibers. Dieser hat sich darauf spezialisiert, seelische Probleme mit strengem Gebet und ebensolcher Zucht zu behandeln. In dieser Zeit verliebt Hermann sich in ein deutlich älteres Mädchen, dem er Gedichte schreibt, das ihn aber strikt ablehnt, da die „erste Liebe nie und nimmer die richtige“ sei. Hermanns Verzweiflung wächst. Schließlich kann er das „Gottesgeheul“ seines Behandlers nicht mehr ertragen, und kauft sich eine Pistole, um sich zu erschießen. Jetzt rät auch der Gottesmann zur Nervenheilanstalt und so landet Hermann in einem Heim für geistig Zurückgebliebene und Epileptiker.

Hesse hat Glück im Unglück, denn der Nervenarzt hält ihn nicht für zurückgeblieben, sondern eher für ein „Ei ohne Schale“. An seine Eltern schreibt Hermann herzerreißende Briefe voller Verzweiflung und Weltschmerz, worin er sich als Gefangener eines Zuchthauses bezeichnet, aber auch als Waisenkind, dessen Eltern leben. In einem solchen Brief bittet er seinen Vater, mit dem er besonders verzweifelt ringt, um einen Revolver, weil er seinem Elend endlich ein Ende setzen will. Etwas später teilt er in einem furchtbaren Hilfeschrei der Mutter mit, dass die geladene Pistole bereits vor ihm auf dem Tisch liege. Am besten geben wohl seine eigenen Worte die Stimmung wieder:

„Könntet ihr in mein Inneres blicken, in diese schwarze Höhle,
in der der einzige Lichtpunkt höllisch glüht und brennt,
ihr würdet mir den Tod wünschen und gönnen.“

Der Anstalt entronnen, findet der junge Hesse noch ein anderes Ventil für seinen inneren Vulkan voller düsterer Absichten. Er stürzt sich ins Nachtleben und versucht zumindest, einen Teil seines Innenlebens in der äußeren Welt zu leben. Nicht dass damit die dunklen Anwandlungen vorbei und die Selbstmordsehnsucht endgültig überwunden wären, aber es gibt doch immerhin vereinzelte vitale Lichtblicke, die ins Dunkel fallen. In dieser Zeit reift der Entschluss, Dichter zu werden und erfüllt ihn mit neuer Hoffnung. Wenigstens für eine kurze Zeit kann er sich über die Selbstmordabsichten erheben und seine dunklen Träume, in denen er seine ganze Existenz ersatzlos ausradieren will und sich danach sehnt, im Nichts aufzugehen, ja zum Nichts zu werden, hinter sich lassen.

Der mindestens ebenso kranke Vater kann dem Wunsch, Schriftsteller zu werden, natürlich nichts abgewinnen und zwingt den Sohn zu einer Mechanikerlehre bei einem Turmuhrenhersteller. All das kann Hermann aber nicht hindern, erste Gedichte zu veröffentlichen und seine erste literarische Verehrerin zu finden, die später dafür sorgt, dass ihr Mann, der Verleger Eugen Diederichs, Hesses ersten schmalen Band mit Prosastücken herausgibt.

Hesse kämpft weiter mit seiner Schattenwelt und den Gespenstern seiner Geschichte. Schwankend zwischen Todessehnsucht und Liebesleid, hat er nun aber immerhin schon zwei Ventile für seine fürchterlichen Anfälle von Hoffnungslosigkeit und Sehnsucht nach dem Nichtsein: das Schreiben einerseits, das ihm zur Verarbeitungsmöglichkeit seiner Seelenqualen wird, und das Trinken, mit dem er sie zudecken kann. Sobald die Depression neuerlich zu erstarken droht, kann er sie auch in Alkohol ertränken.

Und dann kommt noch eine dritte Möglichkeit hinzu, das Reisen, das ihm zeitweilig eine Fluchtmöglichkeit bleibt, aber auch eine Quelle von Lebenslust. Erstmals gibt es jetzt auch fröhliche, ja ausgelassene Momente in seinem Leben. Er hat sich ein gutes Stück von den Schatten der Vergangenheit befreit und schreibt „Peter Camenzind“, sein erstes Buch, das ihn sogleich berühmt macht. Es wird zu einer Wegbeschreibung für die damalige Jugendbewegung der Wandervögel. Peter Camenzind, der Held der Geschichte, geht seinen

ureigenen Weg auf seine Weise. Der Roman ist unübersehbar ein Stück Lebensbeschreibung und –bewältigung des inzwischen 27-jährigen Dichters.

Nun könnte es mit Hesse steil bergauf gehen, aber der wehrt sich erfolgreich, und die eigene Geschichte holt ihn immer wieder ein. Weder will er berühmt sein, noch seinen Peter Camenzind als Galionsfigur von lärmenden Wandervögeln und Kameradschaftsbünden verstanden wissen. In dieser Zeit stirbt seine Mutter an ihrer Schwermut. Aus Angst in eine neuerliche Depression aus Schuldgefühlen, Scham, schlechtem Gewissen und Trauer gezogen zu werden, bleibt er dem Begräbnis fern. Stattdessen ist seinem Held Camenzind immerhin ein anrührender Abschied von seiner sterbenden Mutter gelungen. Hier zeigt sich zum ersten Mal eine später immer wieder auftauchende Tendenz. Was er selbst noch nicht schafft, aber schon spürt, lässt er seine Helden schon einmal leben.

Auf einer Reise nach Florenz verliebt Hesse sich in Maria Bernoulli, die seine erste Frau wird und nicht nur so heißt wie seine Mutter, sondern auch so depressiv ist und später ganz ähnlich enden wird. Was er mit der Mutter nicht „fertig gebracht“ hat, kommt sogleich zurück in sein Leben und er wird ein zweites Mal daran scheitern. Zuerst aber kommt wieder eine heilsame Zeit, von der er sagt, die „wilde süße Liebe“ habe ihn „den Wurzeln allen Lebens näher“ gebracht. Mit diesen neuen Wurzeln werden seine ewig kalten Füße wärmer werden und sein ewig heißer Kopf kann durch die „wilde Liebe“ Entlastung finden. Hesse beginnt seine traumatische Jugend zu verarbeiten und schreibt „Unterm Rad“. Die Zeit seiner jugendlichen Depressionen mit ihren Ängsten und schier endlosen Verzweiflungsanfällen wird zwar so wieder lebendig, aber auch ein gutes Stück verarbeitet.

Obwohl er schon ahnt, „zur Ehe kein Talent“ zu haben, sondern nur ein „unbestimmtes Grauen“ davor, heiratet er „seine“ Maria nach langen Verzögerungstaktiken. Sie ziehen an den Bodensee in ein spartanisches Haus. Schon bald aber wird Maria krank und verschwindet für lange auf Kur. Hesse arbeitet viel und nutzt das relativ harte Landleben noch ohne fließendes Wasser, um seiner alten Sehnsucht zurück zur Natur zu folgen. Peter Camenzind macht ihn immer berühmter, erstmals verdient er richtig Geld, und während die Anerkennung und

seine Bekanntheit wachsen, trauert er schon wieder – diesmal bezüglich der verlorenen Einsamkeit.

Damit aber ist es nun endgültig vorbei, denn nachdem Maria von der Kur zurückkommt, bekommen sie innerhalb von sechs Jahren drei Söhne. Schon mit dem ersten beginnt Hesse zu leiden, fühlt sich andauernd in seinen Gedanken gestört und vom Kinderlärm belästigt. Obendrein nerven ihn die Alltäglichkeiten und vor allem die Gespräche darüber. So flieht er wieder zunehmend in Alkohol und auf Reisen, jetzt vor allem, um aus seinen Texten zu lesen. In dieser Zeit lernt er einen Vorläufer der heutigen Esoterik- und Gesundlebe-Szene auf dem Monte Verita in Ascona kennen, wo er sich einer Entziehungskur unterzieht.

Als nach den hymnischen Kritiken von „Peter Camenzind“ sein nächster Roman „Gertrud“ verrissen wird, ist er tief deprimiert. Zwar sagte er noch vorher „ich werde ja förmlich Mode, und das wollte ich nie“, aber die schroffe Ablehnung der Kritik trifft ihn doch so hart, dass er die nächste Depression heraufziehen spürt. Um das abzuwenden, macht er sich – sein dritter Sohn ist erst wenige Monate alt – auf den Weg nach Indien.

Obwohl er vieles an Indien abstoßend wahrnimmt, findet er hier doch ein wesentliches Stück Identität und wahrscheinlich den Schlüssel zur Bewältigung seines krisenreichen Lebens. Er erkennt in der Auseinandersetzung mit dem Buddhismus, dass „Ewiges nicht auf Erden“ ist und formuliert: „Die Gottheit ist in Dir, nicht in Begriffen oder Büchern“. So wird diese Indienreise eine Art Initiation für ihn, abgesehen davon, dass sie ihm den Stoff liefert für seinen bekanntesten Roman „Siddharta“. Siddharta ist auf Sanskrit der Name für einen Menschen, der den Sinn des Lebens erfasst und sein Ziel gefunden hat. Ähnlich ergeht es nun Hesse, der sich in Indien durch eine Art Einheitserfahrung oder Peakexperience eines wunder-vollen Augenblicks erstmals von seinen Eltern geliebt, von Christus erlöst und vom Buddha angenommen fühlt.

Auch wenn er weiterhin mit seiner Depression lebt und phasenweise auch kämpft - noch beim Schreiben des Siddharta versucht er, sich mit einer

Überdosis Tabletten umzubringen - bleibt diese Erfahrung, dass seine Lösung innen liegen muss, stabil und so wohl auch rettend für sein gebeuteltes Lebensschiff. Auch der Held Siddharta will sich ja zuerst noch in jenem Fluss umbringen, der ihm schließlich mit der Erkenntnis, dass alles immer fließt, Befreiung schenkt. Dieses Geschenk war vorher schon dem einfachen Fährmann Vasudeva zu Teil geworden. Wie der Autor selbst, bekommt der Held noch die Kurve. So verarbeitet Hesse auch hier wieder wie in so ziemlich all seinen Werken eigene seelische Probleme in literarischer Form.

Die Lösung am Fluss kann im Originaltext besser als alles andere darstellen, was Hesse in Indien gewonnen und mitgebracht hat:

Der Fährmann

An diesem Fluss will ich bleiben, dachte Siddharta, es ist derselbe, über den ich einstmals auf dem Wege zu den Kindermenschen gekommen bin, ein freundlicher Fährmann hat mich damals geführt, zu ihm will ich gehen, von seiner Hütte aus führte mich einst mein Weg in ein neues Leben, das nun alt geworden und tot ist – möge auch mein jetziger Weg, mein jetziges neues Leben dort seinen Ausgang nehmen!

Zärtlich blickte er in das strömende Wasser, in das durchsichtige Grün, in die kristallinen Linien seiner geheimnisreichen Zeichnung. Lichte Perlen sah er aus der Tiefe steigen, stille Luftblasen auf dem Spiegel schwimmen, Himmelsbläue darin abgebildet. Mit tausend Augen blickte der Fluss ihn an, mit grünen, mit weißen, mit kristallinen, mit himmelblauen. Wie liebte er das Wasser, wie entzückte es ihn, wie war er ihm dankbar! Im Herzen hörte er die Stimme sprechen, die neu erwachte, und sie sagte ihm: Liebe dies Wasser! Bleib bei ihm! Lerne von ihm! O ja, er wollte von ihm lernen, er wollte ihm zuhören. Wer dies Wasser und seine Geheimnisse verstünde, so schien ihm, der würde auch viel Anderes verstehen, viele Geheimnisse, alle Geheimnisse.

Von den Geheimnissen des Flusses sah er heute aber nur eines, das ergriff seine Seele. Er sah, wie dies Wasser lief und lief, immerzu lief es, und war doch immer da, war immer und allezeit dasselbe und doch jeden Augenblick neu! Oh, wer dies fasste, dies verstünde! Er verstand und fasste es nicht, fühlte nur Ahnung sich regen, ferne Erinnerung, göttliche Stimmen.

Siddharta erhob sich, unerträglich wurde das Treiben des Hungers in seinem Leibe. Hingenommen wanderte er weiter, den Uferpfad hinauf, dem Strom entgegen, lauschte auf die Strömung, lauschte auf den knurrenden Hunger in seinem Leibe.

Als er die Fähre erreichte, lag eben das Boot bereit, und derselbe Fährmann, welcher einst den jungen Samana über den Fluss gesetzt hatte, stand im Boot, Siddharta erkannte ihn wieder, auch er war stark gealtert.

„Willst du mich übersetzen?“ fragte er.

Der Fährmann, erstaunt, einen so vornehmen Mann allein und zu Fuß wandern zu sehen, nahm ihn ins Boot und stieß ab.

„Ein schönes Leben hast du dir erwählt“, sprach der Gast. „Schön muss es sein, jeden Tag an diesem Wasser zu leben und auf ihm zu fahren.“

Lächelnd wiegte sich der Ruderer: „Es ist schön, Herr, es ist, wie du sagst. Aber ist nicht jedes Leben, ist nicht jede Arbeit schön?“

„Es mag wohl sein. Dich aber beneide ich um die deine.“

„Ach, du möchtest bald die Lust an ihr verlieren. Das ist nichts für Leute in feinen Kleidern.“

Siddharta lachte. „Schon einmal bin ich heute um meiner Kleider willen betrachtet worden, mit Misstrauen betrachtet. Willst du nicht, Fährmann, diese Kleider, die mir lästig sind, von mir annehmen? Denn du musst wissen, ich habe kein Geld, dir deinen Fährlohn zu zahlen.“

„Der Herr scherzt“, lachte der Fährmann.

„Ich scherze nicht, Freund. Sieh, schon einmal hast du mich in deinem Boot über diese Wasser gefahren, um Gotteslohn. So tue es auch heute, und nimm meine Kleider dafür an.“

„Und will der Herr ohne Kleider weiterreisen?“

„Ach, am liebsten wollte ich gar nicht weiterreisen. Am liebsten wäre es mir, Fährmann, wenn du mir eine Schürze gäbest und behieltest mich als Gehilfen bei dir, vielmehr als deinen Lehrling, denn erst muss ich lernen mit dem Boot umzugehen.“

Lange blickt der Fährmann den Fremden an, suchend. „Jetzt erkenn ich dich“, sagte er endlich. „Einst hast du in meiner Hütte geschlafen, lange ist es her, wohl mehr als zwanzig Jahre mag das her sein, und bist von mir über den Fluss gebracht worden, und wir nahmen Abschied voneinander wie gute

Freunde. Warst du nicht ein Samana? Deines Namens kann ich mich nicht mehr entsinnen.“

„Ich heiße Siddharta, und ich war ein Samana, als du mich zuletzt gesehen hast.“

„So sei willkommen, Siddharta. Ich heiße Vasudeva. Du wirst, so hoffe ich, auch heute mein Gast sein und in meiner Htte schlafen, und mir erzählen woher du kommst, und warum deine schönen Kleider dir so lästig sind.“

Sie waren in die Mitte des Flusses gelangt, und Vasudeva legte sich stärker ins Ruder, um gegen die Strömung anzukommen. Ruhig arbeitete er, den Blick auf der Bootspitze, mit kräftigen Armen. Siddharta saß und sah ihm zu, und erinnerte sich, wie schon einstmals, an jenem letzten Tag seiner Samana-Zeit, Liebe zu diesem Mann in seinem Herzen geregt hatte. Dankbar nahm er Vasudevas Einladung an. Als sie am Ufer anlegten, half er ihm das Boot an den Pflocken festbinden, darauf bat ihn der Fährmann, in die Htte zu treten, bot ihm Brot und Wasser, und Siddharta a mit Lust, und a mit Lust auch von den Mangofrchten, die ihm Vasudeva anbot.

Danach setzten sie sich, es ging gegen Sonnenuntergang, auf einen Baumstamm am Ufer, und Siddharta erzählte dem Fährmann seine Herkunft und sein Leben, wie er es heute, in jener Stunde der Verzweiflung, vor seinen Augen gesehen hatte. Bis tief in die Nacht währte sein Erzählen. Vasudeva hrte mit großer Aufmerksamkeit zu. Alles nahm er lauschend in sich auf, Herkunft und Kindheit, all das Lernen, all das Suchen, alle Freude, alle Not. Dies war unter des Fährmanns Tugenden eine der größten: er verstand wie wenige das Zuhören. Ohne dass er ein Wort gesprochen htte, empfand der Sprechende, wie Vasudeva seine Worte in sich einlie, still, offen, wartend, wie er keines verlor, keines mit Ungeduld erwartete, nicht Lob nach Tadel daneben stellte, nur zuhörte. Siddharta empfand, welches Glück es ist, einem solchen Zuhörer sich zu bekennen, in sein Herz das eigene Leben zu versenken, das eigene Suchen, das eigene Leiden. Gegen das Ende Siddhartas Erzählungen aber, als er von dem Baum am Flusse sprach und von seinem tiefen Fall, vom heiligen Om, und wie er nach seinem Schlummer eine solche Liebe zu dem Fluss gefühlt hatte, da lauschte der Fährmann mit verdoppelter Aufmerksamkeit, ganz und völlig hingeegeben, mit geschlossenem Auge.

Als aber Siddharta schwieg und eine lange Stille gewesen war, da sagte Vasudeva: „Es ist so wie ich dachte. Der Fluss hat zu dir gesprochen. Auch dir ist

er Freund, auch zu dir spricht er. Das ist gut, das ist sehr gut. Bleibe bei mir, Siddharta, mein Freund. Ich hatte einst eine Frau, ihr Lager war neben dem meinen, doch sie ist schon lange gestorben, lange habe ich alleine gelebt. Lebe nun du mit mir, es ist Raum und Essen für beide vorhanden.“

„Ich danke dir“, sagte Siddharta, „ich danke dir und nehme an. Und auch dafür danke ich dir, Vasudeva, dass du mir so gut zugehört hast! Selten sind die Menschen, welche das Zuhören so verstehen, und keinen traf ich, der es so verstand wie du. Auch hierin werde ich von dir lernen.“

„Du wirst es lernen“, sprach Vasudeva, „aber nicht von mir. Das Zuhören hat mich der Fluss gelehrt, von ihm wirst auch du es lernen. Er weiß alles, der Fluss, alles kann man von ihm lernen. Sieh, auch das hast du schon vom Wasser gelernt, dass es gut ist, nach unten zu streben, zu sinken, die Tiefe zu suchen. Der reiche und vornehme Siddharta wird ein Fährmann: auch dies ist dir vom Fluss gesagt worden. Du wirst auch das Andere von ihm lernen.“ Sprach Siddharta, nach einer langen Pause: „Welches Andere, Vasudeva?“ Vasudeva erhob sich. „Spät ist es geworden“, sagte er, „lass uns schlafen gehen. Ich kann dir das >Andere< nicht sagen, o Freund. Du wirst es lernen, vielleicht auch weit du es schon. Sieh, ich bin kein Gelehrter, ich verstehe nicht zu sprechen, ich verstehe auch nicht zu denken. Ich verstehe nur zuzuhören und fromm zu sein, sonst habe ich nichts gelernt. Könnte ich es sagen und lehren, so wäre ich vielleicht ein Weiser, so aber bin ich nur ein Fährmann, und meine Aufgabe ist es, Menschen über diesen Fluss zu setzen. Viele habe ich übersetzt, Tausende, und ihnen allen ist mein Fluss nichts anderes gewesen als ein Hindernis auf ihren Reisen. Sie reisten nach Geld und Geschäften, und zu Hochzeiten, und zu Wallfahrten, und der Fluss war ihnen im Wege, und der Fährmann war dazu da, sie schnell über das Hindernis hinwegzubringen. Einige unter den Tausenden aber, einige wenige, vier oder fünf, denen hat der Fluss aufgehört, ein Hindernis zu sein, sie haben seine Stimme gehört, sie haben ihm zugehört, und der Fluss ist Ihnen heilig geworden, wie er es mir geworden ist. Lass uns nun zu Ruhe gehen, Siddharta.“

Siddharta blieb bei dem Fährmann und lernte das Boot bedienen, und wenn nichts an der Fhre zu tun war, arbeitete er mit Vasudeva im Reisfelde, sammelte Holz, pflückte die Früchte der Pisangbume. Er lernte ein Ruder zu zimmern, und lernte das Boot ausbessern, und Körbe flechten, und war fröhlich

über alles, was er lernte, und die Tage und Monate liefen schnell hinweg. Mehr aber, als Vasudeva ihn lehren konnte, lehrte ihn der Fluss. Von ihm lernte er unaufhörlich. Vor allem lernte er von ihm das Zuhören, das Lauschen mit stillem Herzen, mit wartender geöffneter Seele, ohne Leidenschaft, ohne Wunsch, ohne Urteil, ohne Meinung.

Freundlich lebte er neben Vasudeva, und zuweilen tauschten sie Worte miteinander, wenige und lang bedachte Worte. Vasudeva war kein Freund der Worte, selten gelang es Siddharta, ihn zum Sprechen zu bewegen.

„Hast du“, so fragte er ihn einst, „hast auch du vom Flusse jenes Geheime gelernt: dass es keine Zeit gibt?“

Vasudevas Gesicht überzog sich mit hellem Lächeln. „Ja, Siddharta“, sprach er. „Es ist doch dieses, was du meinst: dass der Fluss überall zugleich ist, am Ursprung und an der Mündung, am Wasserfall, an der Fähre, an der Stromschnelle, im Meer, im Gebirge, überall, zugleich, und dass es für ihn nur Gegenwart gibt, nicht den Schatten Zukunft?“

„Dies ist es“, sagte Siddharta. „Und als ich es gelernt hatte, da sah ich mein Leben an, und es war auch ein Fluss, und es war der Knabe Siddharta vom Manne Siddharta und vom Greise Siddharta nur durch Schatten getrennt, nicht durch Wirkliches. Es waren auch Siddhertas frühere Geburten keine Vergangenheit, und sein Tod und seine Rückkehr zu Brahma keine Zukunft. Nichts war, nichts wird sein; alles ist, alles hat Wesen und Gegenwart.“

Siddharta sprach mit Entzücken, tief hatte diese Erleuchtung ihn beglückt. Oh, war denn nicht alles Leiden Zeit, war denn nicht alles Sichquälen und Sichfürchten Zeit, war nicht alles Schwere, alles Feindliche in der Welt weg und überwunden, sobald man die Zeit überwunden hatte, sobald man die Zeit wegdenken konnte? Entzückt hatte er gesprochen. Vasudeva aber lächelte ihn strahlend an und nickte Bestätigung, schweigend nickte er, strich mit der Hand über Siddhantas Schulter, wandte sich zu seiner Arbeit zurück.

Und wieder einmal, als eben der Fluss in der Regenzeit geschwollen war und mächtig rauschte, da sagte Siddharta: „nicht wahr, o Freund, der Fluss hat viele Stimmen, sehr viele Stimmen? Hat er nicht die Stimme eines Königs, und einer Gebärenden, und eines Seufzenden, und noch tausend anderer Stimmen?“

„Es ist so“, nickte Vasudeva, „alle Stimmen der Geschöpfe sind in seiner Stimme.“

„Und weißt du“, fuhr Siddharta fort, „welches Wort er spricht, wenn es dir gelingt, alle seine zehntausend Stimmen zugleich zu hören?“

Glücklich lachte Vasudevas Gesicht, er neigte sich gegen Siddharta und sprach ihm das heilige Om ins Ohr. Und eben dies war es, was auch Siddharta gehört hatte.

Und von Mal zu Mal war sein Lächeln dem des Fährmanns ähnlicher, ward beinahe ebenso strahlend, beinahe ebenso von Glück durchglänzt, ebenso aus tausend kleinen Falten leuchtend, ebenso kindlich, ebenso greisenhaft. Viele Reisende, wenn sie die beiden Fährmänner sahen, hielten sie für Brüder. Oft saßen sie am Abend gemeinsam beim Ufer auf dem Baumstamm, schwiegen und hörten beide dem Wasser zu, welches für sie kein Wasser war, sondern die Stimme des Lebens, die Stimme des Seienden, das ewig Werdende. Und es geschah zuweilen, dass beide beim Anhören des Flusses dieselben Dinge dachten, an ein Gespräch von vorgestern, an einen ihrer Reisenden, dessen Gesicht und Schicksal sie beschäftigte, an den Tod, an ihre Kindheit, und dass sie beide im selben Augenblick, wenn der Fluss ihnen etwas gutes gesagt hatte, einander anblickten, beide genau dasselbe denkend, beide beglückt über die selbe Antwort auf dieselbe Frage.

Es ging von der Fähre und von den beiden Fährleuten etwas aus, das manche von den Reisenden spürten. Es geschah zuweilen, dass ein Reisender, nachdem er in das Gesicht eines der Fährmänner geblickt hatte, sein Leben zu erzählen begann, Leid erzählte, Böses bekannte, Trost und Rat erbat. Es geschah zuweilen, dass einer um Erlaubnis bat, einen Abend bei ihnen zu verweilen, um dem Fluss zuzuhören. Es geschah auch, dass Neugierige kamen, welchen erzählt worden war, an dieser Fähre lebten zwei Weise oder Zauberer oder Heilige. Die Neugierigen stellten viele Fragen, aber sie bekamen keine Antworten, und sie fanden weder Zauberer noch Heilige, sie fanden nur zwei alte freundliche Männlein, welche stumm zu sein und etwas sonderbar und verblödet schienen. Und die Neugierigen lachten und unterhielten sich darüber, wie töricht und leichtgläubig doch das Volk solch leere Gerüchte verbreite.

Dass Hesses Romane schon damals solchen Erfolg hatten, lässt vermuten, dass das Thema der Sinnsuche, aber auch das der Depression in seiner Zeit bereits

sehr verbreitet war und sich viele vor allem junge Menschen damit identifizieren konnten. So könnte man das Lesen der Hessebücher in der Reihenfolge ihres Erscheinens geradezu als eine literarische Psychotherapie bei Depressionen und Lebenskrisen sehen. Für den Autor selbst eröffneten sie sicher die größten Entwicklungschancen, aber sie haben auch Millionen vor allem jungen Leuten Mut gemacht, ihre eigenen ähnlichen Probleme der Sinnfindung auf dem Lebensweg anzunehmen und anzugehen.

Auf seiner Reise erkennt Hesse außerdem, dass Indien und der Orient nicht seine Heimat sind und nie sein können. Er spürt, dass er zurück muss in den Norden zu seinesgleichen. Auch wenn hier das Paradies längst verloren scheint, fühlt er doch sich und uns alle aufgerufen, es innerlich von neuem zu erobern. Mit der Gewissheit zurückgekehrt, dass alle Erkenntnis nur innen, also im Geiste oder im Herzen liegen könne, holt ihn zu Hause bei seiner Familie die Depression neuerlich ein, nun aber in Gestalt der Krankheit seiner Frau Maria. Ihre Melancholie ist nun ein Dauerzustand, und hinzu kommen schwere Schübe von Depression. Hesse flieht in bewährter Manier auf Lesereise und fängt an, das Elend seiner Ehe in dem Roman „Roßhalde“ zu verarbeiten, der Geschichte einer in Sprachlosigkeit scheiternden Ehe. Er verlässt seine Frau, ohne sich allerdings scheiden zu lassen, und befreit sich damit ein weiteres Mal aus den Fängen der Depression. Seiner Frau kann er so nicht wesentlich helfen, ähnlich wie der ersten Maria seines Lebens, seiner Mutter. Er ist ihr gegenüber materiell großzügig und rettet vor allem sich selbst und sein Schreiben.

Was er mit der Mutter auf der menschlichen Ebene schon nicht schaffen konnte, wird ihm nun wieder zu schwer. Sein Weg scheint wirklich die Verarbeitung über seine Kunst zu sein. Andererseits wird deutlich, wie stark und tief die Resonanz zum Thema Schwermut und Verzweiflung in ihm selbst verwurzelt ist. Kaum geht es ihm persönlich besser, nähert sich ihm sein Thema über die Menschen seiner Umgebung.

Die nächste Krise seines Lebens ist eine kollektive in Gestalt des ersten Weltkrieges. Hin und her gerissen zwischen Abscheu gegen Krieg und durchaus vorhandener, wenn auch gänzlich unpolitischer Vaterlandsliebe, meldet er sich frei-

willig zum Militär in Deutschland. Mit seinen inzwischen 37 Jahren und wegen seiner schlechten Augen wird er aber nicht angenommen. Als er später von der Schweiz aus, völlig entsetzt über den platten Patriotismus und die Hetze gegen alles Fremdländische, einen flammenden Artikel gegen diese Deutschland beherrschende Stimmung schreibt, beschwört er einen weitgehenden Boykott seiner Bücher in der alten Heimat herauf und schafft sich so wiederum die Basis für neuerliche materielle Probleme.

Es geht ihm wirklich schlecht, auch gesundheitlich. Sein Magen schmerzt und die Verdauung klappt nicht mehr. Die ganze Situation Europas, aber auch die eigene zwischen allen Fronten schlägt ihm gründlich auf den Magen und er kann dieses Leben nicht mehr verdauen. Als in dieser Situation auch noch sein zu Beginn des Lebens so gehasster, später aber geliebter Vater stirbt, bricht er neuerlich zusammen. Aber das Ergebnis ist diesmal keine Depression, sondern ein Nervenzusammenbruch, was immerhin dafür spricht, dass er nun seelisch schon stabiler ist. Seine vorrangig anstehenden Themen von der Auseinandersetzung mit dem Sterben bis zur Sinnsuche hat er so weitgehend bearbeitet, dass ihn die alte Schwermut nicht bei jeder Gelegenheit überfällt.

In dieser Zeit beginnt Hesse seine erste Psychotherapie bei einem Jung'schen Analytiker, was Anfang des Jahrhunderts noch von großem Mut zeugt, denn die Analyse ist noch keineswegs etabliert, sondern eher ein weites Experimentierfeld für Seelenpioniere. Zu denen aber ist Hesse unbedingt zu rechnen und so profitiert er in besonderem Maße von der nun erstmalig professionellen Aufarbeitung seiner bewegten Geschichte. In dieser Zeit und unter dem Einfluss der Analyse schreibt er den „Demian“ und damit die Geschichte eines Erwachsenwerdens. In keinem seiner Romane wird auch die Welt jenseits von Gut und Böse, die mit der Einheit zu assoziieren wäre, so deutlich dargestellt wie hier von der Gestalt des Demian. Der Leser ahnt, dass ein gut-böser Gott, also einer der die ganze Schöpfung und alles in ihr verantworten kann, für eine gesunde Ganzheit geeigneter ist als ein „lieber

Gott“, der nur Wohlverhalten erlaubt. In diesem Buch sieht die Hesse-Biographin Birgit Lahann¹ die Seelenbiographie des Dichters selbst.

Kaum hat sich Hesse auf diese Weise wieder aufgerichtet und weitergemacht, klopft das Schicksal wiederum bei ihm an. Er schreibt einem Freund: „Lange Zeit meinte ich, ich habe jetzt die Hefe des Unglücks ausgetrunken. Aber das Schlimmste kam erst noch und ist noch lange nicht aus.“ Seine Frau wurde auf einer Zugfahrt mit einem ihrer Söhne offenbar psychotisch, schlug das Kind hemmungslos und warf all ihr Gepäck aus dem Fenster. Hesse blieb nichts anderes übrig, als zu kommen und sie persönlich und mit Hilfe einer Ärztin in die Nervenheilanstalt, die damals aber noch Irrenhaus hieß, zu bringen.

In den Monaten, wo seine Frau in der Psychiatrie bleiben muss, räumt Hesse sein Leben gründlich auf. Er bringt seine Söhne bei nahen Freunden unter, wo sie gut leben und lernen können. Dann verkleinert er seine Bibliothek auf die Hälfte und rechnet mit seiner Heimat ab. Mit dieser seiner Herkunft und den Deutschen geht er streng ins Gericht. In einer einzigen Nacht-und-Nebel-Aktion schreibt er drei Tage lang und wie im Rausch „Zarathustras Wiederkehr“. Und damit ist der in der Kriegszeit aufgestaute Groll raus. Zarathustra darf seine Zuhörer ganz ungeniert fragen, ob ihnen bewusst sei, warum die Deutschen fast überall so unbeliebt und gleichzeitig so gefürchtet seien, warum sie sogar gemieden würden? Und er hat auch gleich die Antworten parat, weil sie nämlich in überheblicher Weise nie auf die Idee kämen, die Verantwortung bei sich selbst zu suchen, weil ihre Krämerseelen ständig von Treue bis zur Nibelungentreue faselten und dabei nur an die Materie dächten. Weiter lässt er seinen Helden sagen: „Ihr seid das frömmste Volk der Welt. Aber was für Götter hat eure Frömmigkeit sich erschaffen? Kaiser und Unteroffiziere!“

Solcherart befreit von allem, was ihn noch hindern könnte, bricht er ins Tessin auf und beschließt von nun an keine Rücksicht mehr zu nehmen, weder auf seine Familie noch auf seine Geldprobleme. Seiner Frau, die noch immer in der psychiatrischen Anstalt bleiben muss, hinterlässt er alles bis auf seine Bücher und einen Schreibtisch. Er selbst lebt einfach und möbliert zur Miete im Tessin und

¹ Birgit Lahann, Hermann Hesse, Suhrkamp 2002

sagt von sich: „Es ist nicht mehr Frühling in meinem Herzen. Es ist Sommer.“ Und so ist es ein weiteres Mal das Unglück, das ihn in seiner Entwicklung befruchtet und weiterbringt.

Hesse lebt – obwohl in 25 Sprachen übersetzt und mit hohen Auflagen gesegnet – wie ein abgebrannter unbekannter Künstler in Montagnola, im Tessin. Jetzt ist es Zeit für seinen Roman „Klingsor“ und die Auseinandersetzung mit seinen Schuldgefühlen bezüglich Sinnlichkeit und Frauen, wobei ihm der Alkohol ein treuer Gefährte für schwere und einsame Stunden bleibt. Hesse findet eine junge Geliebte und auch seine alte Hassliebe, die Depression, spürt er wieder auftauchen. Um letzterem vorzubeugen, begibt er sich wieder in Psychotherapie und diesmal zum Meister, C.G. Jung, selbst. Dieser dürfte der ideale Therapeut für ihn gewesen sein, stammt er doch selbst aus einer Pfarrersfamilie und kannte aus eigener Erfahrung die Niederungen einer religiösen Wahnerziehung. Der Hesseforscher Günter Baumann schreibt, dass beide zusammen „aus dieser Folterkammer ausgebrochen“ seien und die „zerstörerischen Impulse in eine Genieschmiede“ verwandelt hätten. Hesse schreibt an einen Freund, Ziel der Analyse sei es, „einen Raum zu schaffen, in dem wir Gottes Stimme hören.“

Als ihn die Umstände seiner Zeit zwingen wollen, seine junge Geliebte zu heiraten, stürzt ihn das in neuerliche Seelenqualen. Er hält sich inzwischen für völlig eheuntauglich, wiewohl ihn die Frauen zu lieben scheinen. Statt neuerlich in den Abgrund der Depression zu stürzen, wird er wieder körperlich krank. Das Elend bleibt auf der Ebene von Ischiasschmerzen, die deutlich seine Existenzprobleme verkörpern, und Verdauungsbeschwerden, die anzeigen, wie hart er sich noch immer tut, sein Lebensgefühl wirklich in die Realität umzusetzen und vor allem gegen die Regeln seiner Zeit zu verteidigen. Er schenkt in geradezu brutaler Ehrlichkeit seiner Zukünftigen reinen Wein bezüglich seiner Seelenlage ein und seiner zukünftigen Schwiegermutter, mit der er sich immer sehr gut verstanden hat, schreibt er sogar, dass er am Ende mit seiner Kraft und Geduld sei und sich eigentlich lieber gleich auf seinem Dachboden aufhängen würde. Aber all das hilft wenig. Kurz vor der

standesamtlichen Trauung macht sein Organismus noch einen letzten Versuch, das Unglück abzuwenden. Bei über 40 Grad Fieber tobt der Konflikt nun auf Körperebene, aber auch das bringt wenig gegen die Macht der Konventionen. So wird also geheiratet. Allerdings wird das ganze schon zwei Monate später praktisch wieder vorbei sein und die „Eheleute“ leben nie wirklich zusammen.

So wird es Zeit für den „Steppenwolf“. Dessen Held, Harry Haller, leidet wie der Autor selbst an Depressionen und Sinnlosigkeitsgefühlen, an abgrundtiefer Vereinsamung und furchtbaren Leeregefühlen, an seinem Alter, aber eigentlich an so ziemlich allem, an dem auch Hesse leidet, also auch am Zeitgeist, der für beide mehr Ungeist ist. Haller ist mit der modernen Musik ebenso über Kreuz wie mit dem Verkehrslärm, vor allem aber mit den Menschen seiner Zeit und der Hektik, die sie verbreiten. In der Konsequenz will er sich umbringen. Kurz vor der Entscheidung, ob er sich nun erhängt oder ersticht, schließt er noch einen Vertrag mit sich selbst. Er wird noch warten bis er 50 ist, dann aber müsse es ihm völlig „freistehen, den Notausgang“ zu benutzen. Auch das ist autobiographisch wie wir aus einem Brief an den Freund Hugo Ball wissen. Mit 48, also zwei Jahre vor dem Termin, schließt Hesse mit sich genau diesen Kontrakt ab.

In dieser Zeit tiefer Verzweiflung, bleibt ihm Alkohol ein bewährter Begleiter, aber er versucht auch, sich mit wechselnden Verhältnissen ins Leben zurückzubringen. Er lernt sogar tanzen und fängt erstmals an, am gesellschaftlichen Maskenball teilzunehmen. Harry Haller, sein Held, wird im Laufe des Steppenwolfes begreifen, dass er immer wieder seine eigene innere Hölle durchleben und weiterwandern muss, und sein Schöpfer begreift es mit ihm. So rettet der Steppenwolf Hesse aus einer seiner tiefsten Krisen und mit der Arbeit an dem Roman fällt wieder etwas Licht in das Dunkel der Verzweiflung, während sich die zweite Ehe auflöst, die eigentlich nie wirklich bestanden hat.

Was Ehen angeht, kam nun Nummer drei. Hesse heiratet die viel jüngere Ninon, die ihm jeden Wunsch von den Augen abliest und in ihm vor allem den Meister sieht. Zwar ist er nie richtig verliebt in sie oder gar glücklich mit ihr, aber sie fördert sein Werk und steht ihm bis zum Schluss seines Lebens bei.

Er schreibt nun „Narziß und Goldmund“, die Geschichte einer Freundschaft zwischen zwei Männern, die gegensätzlicher nicht sein könnten, und eigentlich die Begegnung von Askese und Sinnlichkeit, eine Auseinandersetzung zwischen Logos und Eros. Was den Verkauf angeht, wird es sein zu Lebzeiten mit Abstand erfolgreichstes Buch.

Aber Erfolg bedeutet ihm wenig und kann seine Depression schon gar nicht beeindrucken, geschweige denn heilen. Die bürgerliche Welt findet er zunehmend unerträglich, er leidet am modernen Zeitgeist, verkriecht sich für Zeiten einfach ins Bett und will nichts mehr hören und sehen. Ninon hat es zu keiner Zeit leicht mit dem gemütskranken Idealisten, dem vor der Zukunft graut. Er sieht mit Abscheu das Aufkommen primitivster Projektionen in seiner alten Heimat, das dreiste Weglügen aller Kriegsschuld und Abschieben aller Verantwortung, das Erstarken des Antisemitismus, kurz das heraufziehende Nazieland.

Sein letztes Werk, „Das Glasperlenspiel“, mit 65 vollendet, darf in Nazi-Deutschland gar nicht mehr erscheinen und bekommt nur eine kleine Auflage in der Schweiz, wird ihm aber durch Vermittlung seines Freundes Thomas Mann später den Literaturnobelpreis einbringen. Allerdings trägt auch der kein bisschen zur Hebung seiner Stimmung bei. Der alte Hesse scheint oft missmutig und launisch gewesen zu sein. Durch den Bankrott Deutschlands, der finanziell auch seiner ist, wird er nun auch im Alter noch einmal arm. Oft geht er abends wieder mit Selbstmordgedanken und der entsprechenden Stimmung zu Bett und ist dann morgens – wie er sagt – noch kein Mensch, sondern vom typischen Morgentief der Depression gezeichnet. Den Tod allerdings muss er nicht fürchten, er hofft geradezu auf ihn als der Aufhebung „seiner kleinen Privathölle“, wie er sagt. Mit 85 Jahren stirbt er schließlich an einem Gehirnschlag auf dem Boden einer Leukämie, von der er selbst allerdings nie erfahren hat, da die damalige Medizin die Patienten in der Regel im unklaren über ihre Situation ließ. So kann ein langes Leben voller Depressionen und unzähliger Selbstmordgedanken doch noch natürlich enden, ein Leben obendrein, das für unzählige andere eine wesentliche

Bereicherung wurde und zeitlose Werke hinterließ, die nicht nur der Jugend bis heute zu Lebensmut und der Kraft des eigenen Weges verhelfen.

Hesse selbst lässt im Glasperlenspiel mit der spirituellen Distanzierung von der mayatischen Welt, also dem Reich der Täuschungen von Raum und Zeit, erkennen, wo seine und die Lösung schlechthin liegt. Dieses Ziel des Lebens, wie es jedenfalls der Osten typischer Weise formuliert, erreicht er mit seinem Abschlusswerk im wahrsten Sinne des Wortes und in beeindruckender Weise. In der Wiederhinwendung zum Leben schafft er zumindest literarisch auch die Wendung zum Guten, von der im Dunklen bleibt, ob sie ihm selbst auch gelingt. Da aber die Parallelität zwischen seinem literarischen und gelebten Leben zu all seinen Lebzeiten so enorm ist, dürfen wir für ihn voller Hoffnung sein.

Résumé

Wie kaum ein anderes Leben ist das von Hesse geprägt von der Auseinandersetzung mit der Depression. Falls es eine genetische Veranlagung für Depression geben sollte, ist er von beiden Eltern belastet. Auf alle Fälle wird er in einem Feld von Schwermut groß, das für sich allein schon depressiv machen kann. Von seiner Lebensgeschichte her ist er geradezu bedroht, wiederholen doch seine pietistischen Eltern an ihm fast genau die Maßnahmen, die ihr eigenes Leben zerstört haben und jederzeit geeignet sind, Depressionen auszulösen. Sie versuchen, ihn mit fast allen Mitteln zu hindern, seinem Ruf zu folgen, seine Vision zu finden und sein eigenes individuelles Leben zu leben. Der junge Hermann droht so in dem Spagat zwischen Elternwünschen, die ihn auf die Missionarsschule zwingen und seiner inneren Sehnsucht zu zerbrechen. Die unter großen Seelenqualen unternommenen Versuche, den Eltern zu entsprechen, werden gleichzeitig zur Weigerung dem immer drängender werdenden inneren Ruf zu folgen.

Seine Entwicklung von der Nachtmährfahrt, die ihn mit ihren Schreckensgespensten in der Jugend fast umbringt zur Nachtmeerfahrt, die ihn weiterbringt und schließlich zum gefeierten Dichter nicht nur der Hippiekultur und Jugend macht, wird in seinem Werk verblüffend parallel und authentisch deutlich. Hesse schreibt sich im wahrsten Sinne des Wortes sein eigenes Elend von der Seele und ist dabei erfolgreich in vieler Hinsicht. Die Zeit, in der er lebt, ist auch insgesamt

schon bereiter für konstruktive Lösungen. Während Goethe seinen jungen Werther noch untergehen lassen muss auf seiner kaum angetretenen Individualisationsreise und Nachtmährfahrt, kommt Hesses Lebensbarke auf ihrer gemeinsamen Nachtmeerfahrt allmählich in Gang und seine Helden schaffen den Schritt zu echter Individuation, wie er am schönsten im Siddharta deutlich wird, der in den folgenden Jahrzehnten ungezählten jungen Helden auf ihrer Reise zum Hoffnungsträger wird. Ähnlich wie Hesse selbst sein Lebensschiff durch dieses Meer der Seele und ihre Bilderwelten steuert oder - um in einem anderen mythischen Bild zu sprechen - die Wüste durchquert, gelingt das auch den tragenden Figuren seiner Entwicklungsromane.

Das Wort Nachtmeerfahrt kommt von dieser Reise durch die dunkle Welt. In der frühen Zeit der Mythenentstehung vermuteten die Menschen, die Sonne würde am Tor des Westens eine Barke besteigen, die in der liegenden Mondsichel gesehen wurde, und über den nächtlich dunkelblauen Himmel zurückfahren. Dieser erschien wie ein Meer, eben das Nachtmeer. Und so wie die Sonne mussten das später auch die Sonnenhelden auf sich nehmen. Andererseits meint die Nachtmähr- oder Nachmährfahrt die Schrecken des Dunkels und der Nacht wie in dem Bild „Nachtmahr“ von Füssli dargestellt.

Aber es gibt darüber hinaus viele mythische Bilder für diesen zentralen Abschnitt der Lebensreise. Eine Tarotkarte stellt diese Phase in Gestalt des Eremiten dar, dieses Wanderers, der in Mönchskutte und ganz allein auf sich gestellt, eine lange Durststrecke auf seinem Lebensweg zu durchleiden und durchwandern hat.

Wer sich auf seine bewegte Lebensgeschichte einlässt, kann sich mit der Zeit und vor allem zum Schluss des Eindrucks nicht erwehren, als habe Hesse das Leid auch lieben gelernt, so wie es ihn zu lieben schien. Es hat den Anschein, als habe er es überall gesucht und als habe zugleich das Leiden ihn überall auf den verschiedenen Wegstrecken seines Lebens gefunden. Etwa wenn er die Schwermut, kaum ist er ihr familiär scheinbar entronnen, in Gestalt seiner ersten Frau geradezu heiratet, um sie so wieder und weiterhin in der Familie

zu haben. Es ist fast, als sei er noch nicht fertig mit ihr gewesen und holt sie sich so nochmals, um sie auch außen immer vor Augen zu haben.

Aber auch in für seine Lebensgeschichte fast nebensächlichen Aspekten wie jenem, dass sein Freund Stefan Zweig 1943 Selbstmord begeht und damit wahr macht, was Hesse so oft erwogen hat, begegnet ihm dasselbe Thema auf allen Wegen ständig wieder. Wann immer er zu früh versuchte, sich davon zu verabschieden, hat das Leid der Melancholie ihn neuerlich gerufen und zur Konfrontation gebeten.

Trotz der unglaublichen Härten und Erschwernisse hat er es aber geschafft, unter Ausnutzung seiner Mittel, vor allem natürlich schreibend, aber auch malend und unter Nutzung der besten Psychotherapie-Möglichkeiten seiner Zeit, diese schwere Lebensaufgabe zu bewältigen und schließlich sogar zu meistern. Über seine Kreativität und seine Offenheit für sein eigenes Schicksal hat er immer wieder aus Sackgassen zurück ins Leben und auf seinen Weg gefunden und die von seinem Analytiker, C.G. Jung, beschriebene und eingeforderte Individuation – wenn auch oft unter Qualen und scheinbar erst einmal und zeitenweise scheiternd - vorgelebt.

So gibt sein Leben wie sein Werk Hoffnung bezüglich des Weges durch das Tal der Depression. Auf seiner nicht endenden Suche nach dem Sinn des Lebens ist es Hesse zudem gelungen, Millionen, hauptsächlich jungen Menschen überhaupt erst eine Ahnung von diesem Ringen um Sinn zu vermitteln. Letztlich verdankt Hermann Hesse seinem Leid enorm viel – und wir verdanken ihm wohl sein ganzes großartiges Werk.

Die Reise des Helden und ihre Stationen

„Die Medizin ist in dir:
Du achtest nicht darauf.
Die Krankheit kommt aus dir.
Du merkst es nicht.“
Hadrat Ali

Das archetypische Muster des Heldenweges bezieht sich selbstverständlich nicht nur auf Jungen und Männer, sondern in gleichem Maße auch auf Mädchen und Frauen und den weiblichen Entwicklungsweg. Allerdings sind die Mythen und Märchen einer durch und durch patriarchalen Kultur wie der unseren vor allem voller Muster des männlichen Weges. In jedem Fall lassen sich diese Muster aber auch auf weibliches Erleben umlegen. Der Held oder die Heldin ist nach Joseph Campbell jemand, der sein Leben einer Sache geweiht hat, die größer ist als er selbst. Otto Rank geht in seinem Buch „Der Mythos von der Geburt des Helden“ davon aus, dass wir alle als Helden gemeint sind, denn wenn wir geboren werden, machen wir bereits eine heroische Entwicklung durch und entwickeln uns von dem kleinen Wasserwesen der nährenden Fruchtwasserwelt zu einem Luft atmenden Landlebewesen, das sich schon bald ganz konkret auf die Hinterfüße stellen und das Leben konfrontieren muss. So wird der Schritt ins Leben zum heroischen Akt.

Aber auch Leben bei einer Geburt zu schenken ist eine heroische Leistung. Helden sind schon von daher nicht nur Männer. Wer einem Kind das Leben schenkt, muss sich vom Mädchen zur Mutter und Frau verwandeln und die Reise der Schwangerschaft bewältigen, die bereits schon für sich eine Heldenreise ist. Bei den Azteken gab es verschiedene Himmel und konsequenter Weise kamen die im Wochenbett gestorbenen Frauen in den gleichen, in dem sich die im Kampf gefallenen Helden versammelten.

Das eigene Leben für ein anderes einzusetzen, wie es eine Schwangerschaft notgedrungen erfordert, ist – nach Campbell - eindeutig ein heroischer Akt. Wenn die Frau anschließend zurückkehrt in die Welt, bringt sie ihr das größte Geschenk überhaupt mit: ihr Kind.

In „Kraft der Mythen“ betont Campbell: „Man verlässt die Welt, in der man ist, und geht in eine Tiefe oder in eine Ferne oder eine Höhe hinauf. Dann gelangt man zu dem, was einem in der Welt, die man zuvor bewohnte, bewusstseinsmäßig fehlte. Dann kommt das Problem, entweder daran festzuhalten und die Welt von sich abfallen zu lassen oder mit diesem Preis zurückzukehren und zu

versuchen, ihn sich zu bewahren, während man wieder in die Welt seiner Gefangenschaft hineingeht. Das ist nichts Leichtes.“

Der Ruf

Meist schon früh kündigt sich der Ruf an und kann sich dabei der verschiedensten Mechanismen bedienen. Oft geschieht die erste Anrufung in Form von scheinbaren Kleinigkeiten oder sogar nebensächlich und unbedeutend erscheinenden fast läppischen Zufällen. Durch sie offenbart sich eine fremde ungeahnte Welt, der das frühe Verständnis des Helden oder der Heldin noch nicht gewachsen ist. Archaische Menschen suchen nach solchen Zeichen oder sind jedenfalls sehr offen und achtsam in dieser Hinsicht, oft nehmen sie sie zum Anlass, einen Namen auszuwählen, der die Berufung ausdrückt. Indianische beschreibende Namen sind typisch dafür wie „Sitting Bull“ oder „der mit dem Wolf tanzt“. Hin und wieder sind diese Zeichen und Anrufungen für diejenigen, die gelernt haben mit den Augen des Mythos und der Symbolwelten zu schauen, schon früh deutlich, manchmal aber sind sie verschwommen und bleiben lange im Dunkeln.

Wenn im Film „Ben Hur“ zufällig ein Ziegel unter der Hand eines Mädchens ins Rutschen gerät, kommt dadurch eine ein ganzes Leben und viereinhalb Filmstunden füllende Kette von Ereignissen in Gang. Das mag ein dummer Zufall gewesen sein, der nichts besagt und schon gar keine Absicht erkennen lässt, trotzdem ist die Kette der Ereignisse nicht mehr aufzuhalten und Charlton Heston hat das seinem Muster entsprechend in der Gestalt des Ben Hur durch all die Höhen und Tiefen eines Entwicklungsweges auszubaden.

In dem Film „Legenden der Leidenschaft“ taucht der Ruf früh in Gestalt eines Bären auf und der kleine junge Brat Pitt liefert ihm einen heldenhaften Kampf, der den Bären eine Krallen mit der Zehe kostet. Meister Petz zieht sich schmerzlich berührt zurück, der Junge aber ist nun vom Schicksal berührt und hat sein Totemtier gefunden oder eigentlich hat es ihn gefunden. Der anwesende ältere Indianer bemerkt es sofort, während der Vater des Jungen diesen nur ob seiner Tollkühnheit schimpft. Diese Begegnung wird bestimmend für das ganze spätere Leben, das diesem Ruf nicht mehr ausweichen kann, auch wenn die Verlockungen der Liebe und der Häuslichkeit noch so groß sind. Der Junge muss

dem Ruf folgen, seinen Weg gehen und seinem Schicksal treu bleiben – mehr noch als der Frau, die er liebt und die ihn liebt.

Ähnlich wie der Ruf scheinbar von draußen in Gestalt eines Bären oder abrutschenden Ziegels erfolgen kann, mag er auch innerlich erwachen, etwa in dem jugendlichen Drang, eigene Identität zu entwickeln, Selbst-Ausdruck zu finden und Selbst-Bewusstsein zu entwickeln. In der Pubertät, jener Sturm- und Drangzeit des Lebens, werden viele Rufe laut und manche auch schon wieder für immer unterdrückt. In solchen Katastrophen liegt dann nicht selten der Same späterer Depressionen. Nach einer Zeit der Abhängigkeit von 14 bis schlimmstenfalls 30 Jahren müssen sich die Heranwachsenden in die Eigenverantwortung und Selbstständigkeit durchkämpfen, wozu es eines Aktes des Todes (des Kindes) und der Auferstehung (des Erwachsenen) bedarf.

In der Wirklichkeit unseres Lebens wird der Ruf in der Regel nicht so spektakulär erfolgen wie im Film hollywoodscher Provenienz. Selten wird der Bär auftauchen, öfter ein Ziegel verrutschen und ganz häufig eine „zufällige“ Kleinigkeit das Ruder der Lebensbarke ein wenig umlegen. Aus solch kleinen Veränderungen können gewaltige Entwicklungen ihren Anfang nehmen, wie uns die Chaosforschung für das Reich der Wissenschaft zeigt. Im Leben erlebt es jeder, der bereit ist, solchen Zeichen Achtung zu zollen und ihren Aufforderungscharakter ernst zu nehmen. Schon Freud hat uns dafür sensibilisiert, dass die „Psychopathologie des Alltagslebens“ weit über das Zufällige Banale hinausweist und bewegende Symbolik aus der Tiefe der Seelenbilderwelten an die Oberfläche des Bewusstseins bringen kann.

Die Verweigerung

Werden Rufe gehört und angenommen, wie in den beiden beschriebenen Filmklassikern, nimmt das Schicksal seinen Lauf in Gestalt des oftmals verschlungenen Individuationsweges. Kommt es aber zur Verweigerung wie so oft in modernen Zeiten mit ihren scheinbar besseren Optionen und ihrer Fülle von Bequemlichkeiten, ergeben sich Probleme bis hin zu schweren Depressionen. Da es eben oft nicht sehr spektakuläre Aufforderungen sind, können sie leicht zur Seite gedrängt und ignoriert werden. Zwar werden sie

sich immer wieder und in wechselnden Gestalten melden, irgendwann aber resigniert das Schicksal scheinbar.

Erst im Rückblick auf vergangenes Leben fällt dann auf, dass die Resignation nur eine scheinbare war und der Weg in jedem Fall absolviert werden musste. Nach einer Weigerung kann er aber auch passiv und unbewusst erlitten werden, und die Depression scheint eine ausgesprochen häufige Form dieser letzten Variante zu sein.

Natürlich trifft niemand die Wahl für eine Depression vorsätzlich und bewusst. Vielmehr erscheint die Depression nicht selten als Konsequenz einer vordergründigen Flucht ins Bekannte, Banale, Vertraute, in Zerstreuungen und die einfache Welt familiärer oder gesellschaftlicher Zwänge, die immer auch gute Ausreden liefert, um sich dem eigenen Weg zu verweigern. Joseph Campbell schreibt dazu in „Der Heros in tausend Gestalten“: „In der Wirklichkeit oft und in Mythen und Märchen nicht selten kommt es vor, dass der Ruf auf taube Ohren stößt und die Antwort ausbleibt. Denn, wie mächtig er auch sei, bieten sich noch Möglichkeiten des Ausweichens und der Flucht in Zerstreuungen. Eben dadurch aber verkehrt Taubheit das Abenteuer, statt es abzuwenden, in sein Negativ. Wer betroffen ward und nicht hören will, vergräbt sich in Langeweile, Geschäftigkeit und so genannter Kultur, und seine Fähigkeiten zu irgend bedeutsamen und fruchtbaren Leistungen verkümmert. Selbst wenn es ihm wie dem König Minos gelingt, durch titanische Anstrengungen ein ruhmvolles Reich zu errichten, wird er zu einem Opfer, das der Erlösung bedürfte, sein Dasein sinnlos und seine blühende Welt zu einer ausgedörrten Steinwüste. Immer wird das Haus, das er sich baut, ein Haus des Todes sein, ein Labyrinth, dessen Zyklopenmauern ihn vor seinem Minotaurus verbergen sollen. Ihm bleibt nur, immer neue Probleme sich auszu-tüffeln und seinen schrittweisen Verfall über sich ergehen zu lassen.“ (Suhrkamp, Frankfurt, 1978, S. 63)

In der alttestamentarisch-biblischen Version liest sich das in den Sprüchen Salomons folgendermaßen: „ Weil ich denn rufe, und ihr weigert euch... so will ich auch lachen in eurem Unfall, und eurer spotten, wenn da kommt, das ihr fürchtet; wenn über euch kommt wie ein Sturm, das ihr fürchtet, und euer Unfall als

ein Wetter; wenn über euch Angst und Not kommt!“ (Sprüche Salomons, 1: 24-27) Im neuen Testament heißt es in gleicher Angelegenheit: „Sei gegenwärtig und fürchte, dass Jesus vorübergeht und nicht wiederkehrt.“

Parzivals Versagen in der Gralsburg, wo er aufgrund seiner Overprotection-Erziehung nicht in der Lage ist, die erlösende Frage nach dem Schatten zu stellen im Sinne von „Was fehlt dir Oheim?“ zeigt, wie eine vorübergegangene Chance auch zu einer Art Weigerung wird und einen langen Schatten auf das noch folgende Leben werfen kann.

Wer Gottes Ruf ignoriert und seinen eigenen Willen oder seine Feigheit höher stellt, muss nicht selten erleben, wie Gott zu einem Monstrum, einem Ungeheuer, wird, das ihn heimsucht. Der König Minos, der dem Gott Poseidon ein gefordertes Opfer verweigert, wird so mit dem Menschen fressenden Ungeheuer Minotaurus geschlagen. Campbell formuliert es folgendermaßen: „Tag und Nacht wird man gejagt von dem Gott, der nichts ist als das Bild des lebendigen Selbst in dem versperrten Labyrinth der eigenen Ziellosgkeit.“ (S.64)

Denjenigen, die sich dagegen dem Ruf und der Herausforderung hingeben und sich nicht verweigern, macht Goethe mit folgenden Worten Mut: „Solange man sich nicht hingibt, herrscht Zaudern, die Möglichkeit zurückzuweichen, stete Wirkungslosigkeit. Was initiatives und schöpferisches Handeln angeht, gibt es nur eine elementare Wahrheit – deren Unkenntnis zahllose Einfälle und großartige Pläne zunichte macht: Dass nämlich in dem Moment, in dem man sich völlig hingibt, auch die Vorsehung sich entwickelt.

Es geschehen dann zu unserer Hilfe alle möglichen Dinge, die sonst nie eingetreten wären. Eine ganze Reihe von Ereignissen entspringt der Entscheidung und bewirkt zu unseren Gunsten eine Vielfalt unerwarteter Begebenheiten und Begegnungen und materielle Unterstützung, von denen niemand sich geträumt hätte, dass sie ihm zuteil würden...

Was immer Du tun oder erträumen kannst, Du kannst damit beginnen.

In der Kühnheit wohnen Schöpferkraft, Stärke und Zauber.
Beginne jetzt!“

Vieles spricht dafür, dass sich aus der Weigerung eine Depression ergeben kann, auch wenn diese sich erst viel später richtig ausbreitet und auswirkt. Wer seine Berufung verweigert, nimmt seinem Leben den Sinn. Das Thema Sinnlosigkeit ist nicht zufällig von zentraler Bedeutung in der Depression, und wer in deren Tiefe forscht und bis an die Wurzeln geht, stößt überhäufig auf die Verweigerung des eigenen Weges und Taubheit gegenüber dem Ruf des Schicksals.

Dieser Ruf muss – wie schon angedeutet - nicht in großem Rahmen erfolgen, sondern kann sich auf viele kleine Lebenssituationen beziehen. Es kann darum gehen, der beruflichen Berufung zu folgen, aber auch darum, eine Familie zu versorgen, die man gegründet, ein Kind zu ernähren, das man gezeugt, ein Projekt zu verfolgen, das man begonnen hat. Nicht nur Menschen, sondern auch Pläne, Ideen, Visionen können rufen. Umgekehrt kann es sich aber auch um die Weigerung handeln, etwas Altes Überlebtes loszulassen, etwa einen Lebensabschnitt und damit den Schritt in Neuland zu verweigern. Auch Macht und Wissen, Besitz und Einfluss können zur Weigerung führen, auf dem eigenen Lebensweg weiter zu gehen.

Hesses Depression wurzelt zum Beispiel u. a. in dem Dilemma, sich nicht aus dem engen „evangelisch-eifernden“ Elternhaus und damit aus der Kindheit lösen zu können, und so wird sie beispielhaft für viele moderne Depressionen. Erst als er es schafft, seine eigene weite Spiritualität zu entdecken und ansatzweise auch zu leben, kann seine gefühlsintensive depressive Anlage zu einer Quelle der Kreativität werden. In dem Buch „Lebenskrisen als Entwicklungschancen“ habe ich dem Dilemma, dass immer weniger junge Menschen den Absprung von zu Hause schaffen, breiten Raum gewidmet. Hier dürfte eine wesentliche Quelle unserer zunehmenden Depressionen liegen. Eine andere könnte in dem mangelnden Verständnis für die Wichtigkeit eines Berufes liegen, der wirklich ruft. Heute mangelt es uns im krassen Sinn an Berufen in dieser Hin-

sicht. Alles spricht nur noch von Jobs und hofft – angeleitet von modernen Politikern - auf Jobwunder.

Die Übersetzungen unserer deutschen Wörter ins Amerikanische bringen leider immer auch einen anderen – eben amerikanischen – Sinn von Oberflächlichkeit mit ins Spiel des Lebens. Wer aus seinem Weg einen Trip macht, verliert dabei nicht nur Tiefe, sondern Wesentliches und manchmal sogar das Ziel. Ähnlich fehlt dem Job der Ruf. Ein Job ist etwas Oberflächliches, er ernährt wohl noch den Körper, aber nicht mehr die Seele. Das mag für US-Amerikaner noch eher angehen, aber sicher reicht es nicht für alte Seelen, wie sie sich im alten Europa versammelt haben. Selbst für Amerikaner scheint es zu wenig zu sein – die 47 Millionen, die sich neuerdings unter die Fittiche des Antidepressivums Prozac (Fluktin) flüchten - sprechen jedenfalls dagegen.

Die (nach Sinn und Erfüllung) hungernde Seele kann, wenn sie lange genug enttäuscht wurde, ihr Gefühl von Sinnlosigkeit in Depressionen ausdrücken und so den Betroffenen auf diese drastische Art und Weise deutlich machen, was ihnen fehlt.

Von all den möglichen Abschnitten und Stationen auf der Heldenreise ist die Verweigerung für unser Thema entscheidend. Hinter schweren Depressionen findet sich oft eine grundsätzliche Weigerung, das eigene Leben zu leben, eine tiefgehende Taubheit gegenüber dem Ruf und der eigentlich anstehenden Herausforderung. Bei mittleren und leichten Depressionen stößt man dagegen eher auf die Verweigerung des nächsten Schrittes auf einem an sich akzeptierten Lebensweg.

Depression ist, was sich an Folgen aus der Weigerung ergibt. Je länger sie an einer neu anstehenden Entwicklungsstufe durchgehalten wird, desto schwerwiegender kann natürlich auch die daraus resultierende Depression werden. Insofern macht auch dieser Punkt noch einmal deutlich, wie unsinnig eine grundsätzliche Unterscheidung in endogene und reaktive Depressionen ist. Sie sind wohl immer alle reaktiv, allerdings können ihre Wurzeln verschieden tief in das Muster des Lebens hineinreichen.

Verlorene Söhne und Depressionen

Diese Unterschiede zwischen den verschiedenen Depressionen mögen am christlichen Gleichnis vom Verlorenen Sohn deutlicher werden. Wo der aufbegehrende, später verloren gehende Sohn in einer seiner verschiedenen Krisen, etwa wenn er sein Erbe beim Spiel verliert und keinen Ausweg mehr sieht, oder wenn er in der Lebensmitte fest hängt und beim Schweinehüten den Sinn in seinem gescheiterten Leben vermisst, mag er wohl phasenweise depressiv werden, solange er dann aber doch immer wieder weiter zieht und schließlich heimkommt, gleicht sein Lebensweg dem von Menschen wie Hermann Hesse. Begleitet zwar von Anfechtungen und Verzweiflung, findet er aber schließlich doch sein Ziel. Der andere Sohn dagegen, der Nesthocker, ist ein Kandidat für eine schwere Depression, da er sein Leben gar nicht erst in Angriff nimmt. Das kommt übrigens auch in der christlichen Interpretation nicht gut an, denn der Vater, hier stellvertretend für Gott, verweigert ihm jede Anerkennung und das Fest, das der vielfach gescheiterte, aber schließlich doch (in die Einheit) heimgekehrte Sohn trotz der Proteste des Nesthockers erhält. Daraus ließe sich unschwer ableiten, dass der christliche Gott Menschen wie Hesse schätzt, die es gewagt haben zu leben. Er nimmt ihnen gar nicht übel, wenn sie scheitern, nur versuchen sollten sie es eben mit dem Leben und zwar bis zum Schluss. Hier mag Paolo Coelho Wunsch auftauchen, auf seinem Grabstein, die Worte zu finden: Er war noch lebendig als er starb.

Weitere Stationen der Heldenreise

Zufluss an Energie und Kraft für die wahre Bestimmung

Auch wenn sie für die Entstehung der Depression nicht mehr von so zentraler Wichtigkeit sind, sollen die weiteren Stationen der Heldenreise kurz dargestellt werden, denn auch sie können im Fall der späteren Weigerung noch depressiven Entwicklungen Vorschub leisten. Allerdings sind spätere zeitweilige Verweigerungen im Gegensatz zu der grundsätzlichen Weigerung des Anfangs, den Ruf des Lebens anzunehmen, eher Auslöser mittlerer und leichterer Depressionen im Sinne der früher als reaktiv eingestuft Krankheitsbilder.

Zuerst einmal erlebt, wer den Ruf angenommen hat, im Allgemeinen einen geheimnisvollen Zufluss an Energie und Kraft. Außerdem wird ihm Hilfe auf unverhoffte Art und Weise und über möglicherweise überraschende Wege zu Teil. Das kann über einen neuen Zugang zur eigenen inneren Stimme geschehen, über die Entdeckung des Schutzengels oder Totemtieres oder über neue Kontakte, die sich auf ganz normalen Wegen einstellen oder auch aus jener anderen Welt stammen, die dem Helden oder der Heldin bisher eher verschlossen war. Sei es dass – wie im Märchen symbolisch mit den Stimmen der Natur ausgedrückt – Tiere plötzlich Kommunikation mit den Suchenden aufnehmen und sich als hilfreiche Unterstützer erweisen, oder dass sich ein besonderer magischer Ort anbietet in der äußeren Welt oder in der eigenen Seele, der neue Zugänge eröffnet. Träume können ebenso zum Vermittler werden, wie ein Umzug in eine Region, wo andere eigenartig beflügelnde Einflüsse sich durchsetzen. Eine neue Ernährungsstrategie kann sich aufdrängen oder ein neuer Freund, der plötzlich ins Leben tritt, vermittelt Zugang zur Natur, die dadurch zu einem Ort der Inspiration bei Bergtouren wird oder ein alter Bekannter verführt einen zu Fitnessübungen, die auf die Dauer die energetische Lebensbasis verbessern usw. usf. Die Wege mögen noch so verschlungen sein, sie sind in der Lage die Energie zu vermitteln, die notwendig ist für die anstehenden Schritte.

Die folgenden Kapitelüberschriften können den weiteren Weg mit seinen Prüfungen und Chancen verdeutlichen und vielleicht eine Ahnung von den Aufgaben vermitteln, die darin liegen, diese uralten, ja zeitlosen Themen auch in der modernen Welt zu leben:

- Aufforderung, die alte Heimat zu verlassen
- Der Weg der Prüfungen
- Begegnung mit der Göttin, beziehungsweise mit Gott
- Moderne Heldenwege – ihre Chancen und Probleme

Das vollständige Inhaltsverzeichnis ist im Internet unter <http://dahlke.at/veroeffentlichungen/b53.htm> zu finden.

Das Buch „Depression – Wege aus der dunklen Nacht der Seele“ wie auch die gleichnamige CD sind im Herbst 2006 erschienen. (Goldmann Verlag, 19,90 €)